Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau
Nr. 126. Bromberg, den 6. Juni 1937

Lilian's indisches Abenteuer

Roman von Katrin Holland.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

2. Kapitel.

Martin Lambertz verdankte es einem reinen Zufall, daß er den Zug nach Dover noch erreichte. Einem kleinen Versehen des Flurkellners, der irrtümlicherweise ein unbestelltes Frühstück zu ihm hereintrug. Er fuhr aus seinem schweren, traumlosen Schlaf auf und wußte im Augenblick nicht recht, wo er sich befand; er, der sonst mit so klarem Kopf aufzuwachen pflegte, mußte sich besinnen, wieso und weshalb er hier in einem unbekannten Zimmer lag.

Seine Augen suchten die Uhr.

Er fluchte. Man mußte vergessen haben, ihn zu angeordneter Stunde zu wecken. Er fuhr den Kellner an, der sein Versehen entschuldigend, das Frühstück wieder hinaus und an seinen Bestimmungsort tragen wollte.

Dann stellte er die Brause an. Der eiskalte und harte Wasserstrahl traf seinen schläfrigen Körper wie eine brutale Massage und erfrische ihn. Er aß, während er sich anzog, verbrannte sich die Zunge an dem zu heißen Tee und fluchte neuerlich. Er raffte seine Sachen zusammen und stürzte hinaus. Wie immer, wenn er es eilig hatte, ging alles schief. Der Fahrstuhl sauste gerade vor ihm in die Tiefe. Er sprang die Treppe hinunter, als ob er anstatt über mit dicken Teppichen belegte Stufen über Felsabhänge stürmen müßte. Die Zeit war zu knapp, die Hotelleitung wegen ihrer Unzuverlässigkeit dreimal und kreuzweise zu verfluchen. Er warf dem Portier eine Fünfpfundnote zu und lief, ohne auf das Herausgeben der ungesehenen Rechnung zu warten, durch die Drehtür, und so heftig war sein Schwung, daß der kleine Page, der sie zu bedienen hatte, zweimal im Kreise mit herumgeschleudert wurde. Er ließ den grünlivrierten goldbetreßten dicken Portier umsonst nach einem Taxi pfeifen. Was um Gottes willen nützte ihm an diesem nebligen Morgen eine Taxe! Er würde nicht vorwärtskommen und den Zug versäumen. Er stürzte in die Untergrundbahn, die langen Rolltreppen hinab, er stieg einmal um und gelangte, keuchend vor Atemlosigkeit und kleine dicke Schweißtropfen der Anstrengung auf der Stirn, gerade auf dem Bahnhof an, als der Zug Victoria-Station verlassen wollte. Der „Special Boat Train" für die P & O-Dampfer verläßt an jedem Donnerstag London und jetzt, Mitte November, in der besten Reisezeit für den Orient, war die Plattform dicht übersät mit Menschen, die gekommen waren um ihren Kindern, Freunden und Bekannten ein letztes Lebewohl für lange Zeit zu wünschen. Er hielt seinen Paß zwischen den Zähnen und zeigte ihn so mit freundlichem Grinsen, dem Beamten, der, seine Eile wohl verstehend, ihm die Karte aushändigte, die er als Nicht-Engländer beim Verlassen der Insel auszufüllen hatte, bevor er die Grenzen des Landes überschritt.

Er stürzte durch die Gruppen winkender Leute, hie und da jemanden unsanft anrennend. Scheltende, unwillige Worte folgten ihm, ein paar kräftige Flüche erreichten sein Ohr, aber seine Ausweispapiere noch immer zwischen den Lippen haltend, war er unfähig Erklärungen oder Entschuldigungen im Vorbeisausen abzugeben. Auch verstummten die Beschimpfungen, als die Leute erkannten, daß der wild dahinstürmende rücksichtslose junge Mensch mit Aufbietung aller seiner Kräfte lief, um den eben langsam aus der Halle fahrenden Zug zu erwischen.

Das allgemeine Interesse richtete sich auf ihn, mit einer gewissen Spannung verfolgte man jetzt, von selber zur Seite tretend und eine Gasse bildend, seine Anstrengung. Anstatt Verwünschungen klangen ermutigende Zurufe auf und Lambertz rannte, als ginge es um sein Leben, während er die ganze Zeit haarscharf überlegte: Man hat mir ein Schlafmittel in den Whisky getan, daher war er schon ins Glas geschenkt. Jemand hat unter allen Umständen vermeiden wollen, daß ich die „Naldera" erreiche. Teufel noch mal.

Er erreichte den letzten Wagen des langen Zuges — es war der Gepäckwagen ohne Treppe — ohne die Möglichkeit heraufzugelangen. Er mußte die eiserne Stange erwischen und sich heraufziehen, aber er wußte, daß dieser Sonderzug zu schnell fuhr, als daß er es durchgehalten hätte, fast zwei Stunden lang an der Außenwand zu hängen. Im allerletzten Augenblick, gerade als er es aufgeben wollte, öffneten sich die Schiebetüren, eine hilfreiche Hand streckte sich aus und half ihm, sich in den Gepäckwagen zu schwingen.

„Sie haben Glück gehabt, Sir", sagte der Mann in der blauen Bluse und gab einem großen Koffer einen gewaltigen Stoß, um Platz für Lambertz zu schaffen. „Wenn Sie hier Platz nehmen wollen, es führt leider kein Verbindungsstück in die anderen Wagen", und mit einer leisen und freundlichen Verwunderung fügte er hinzu: „Laufen können Sie, mein Herr, wie ein Baseballspieler, nicht jeder hätte es fertig gebracht, sich im letzten Augenblick bei dem Tempo hineinzuschwingen."

Martin wischte sich den Schweiß von der Stirn und brachte seinen Anzug in Ordnung. Wozu, dachte er, sich an die kurze Zeit, die er als Zwanzigjähriger in den Staaten verbracht hatte, erinnernd, solche Übungen doch gut sind. Wenn ich damals Geld gehabt hätte, anstatt wie andere armen Jungens als Hobo durch das Land zu streichen, weiß Gott, meinen unbekannten Feinden wäre es tatsächlich gelungen, mich das Schiff verpassen zu lassen. Ein Aufenthalt im Gepäckwagen war ihm nicht fremd und ebenfalls nicht der Ton und die Interessen des Mannes. Sie rauchten verbotenerweise ein paar Zigaretten zusammen und unterhielten sich über die Nationalsports des Engländers, Pferde und Rugby. Zwischendurch studierte Lambertz die verschiedenen Kofferzettel, auf denen in schönen deutlichen Buchstaben die Namen der Besitzer und ihre verschiedenen Reiseziele standen. Auf einmal unterdrückte er nur mühsam einen Ausruf der Überraschung. — —

In Dover bestieg er das Schiff. Im Kanal herrschte schwere See und der dichte Nebel versperrte jede Aussicht auf die berühmten weißen Klippen. Lambertz fühlte sich elend und matt und mußte sich eine Kabine geben lassen,

um sich hinzulegen. Ihn, der von Jugend auf an Seefahrten gewöhnt war, überfiel die Seekrankheit. Das Schiff schlingerte und rollte und legte sich schwer auf die Seite. Er schloß die Augen, um zu vermeiden die wechselnden Linien des Horizonts zu sehen. Dann wieder fiel der Dampfer tief in die Dünung einer gewaltigen Woge, um abermals sofort zu einer, wie ihm schien schwindelnden Höhe emporgetragen zu werden. Er versuchte, so gut es ging, mit dem Körper den Bewegungen des Schiffes zu folgen. Der Dampfer stampfte schwer. Fast jede fünf Minuten ertönte das Nebelhorn. Hin und wieder kam Antwort.

Lambertz lag da und kämpfte mit dem Übelsein. Es mußte die Wirkung des Mittels sein, das ihm so bös mitgespielt hatte. Er hörte die bekannten Geräusche, mit denen die Luken dicht gemacht wurden, die leisen freundlichen Kommandos, die den Passagieren verboten, sich an Deck aufzuhalten und das Schurren der Möbel, die zusammengekeilt wurden.

Die Einfahrt in den Hafen von Calais war schwierig und sie manövrierten über vierzig Minunten herum, bevor sie endlich am Kai festmachen konnten. Wie alle andern, war auch Lambertz froh, festen Boden unter den Füßen zu haben.

Mit einem Seufzer der Erleichterung bestieg er den Zug, der ihn über Paris nach Marseille bringen sollte. Und jetzt, wo er sich wohler fühlte, glitt ein jungenhaft spitzbübisches Lachen über sein etwas grüngelbes Gesicht, als er im Gang des Zuges stand und auf die vorüberfliegende Landschaft starrte.

Wer jene auch immer sein mochten, die darauf Wert legten, daß er die „Naldera" versäumte, er durfte über sie triumphieren.

„Hallo", sagte eine warme dunkle Stimme in etwas fremdartigem Deutsch neben ihm, „sind Sie es wirklich, Herr Lambertz?"

Lambertz drehte sich heftig herum. Er kannte die Stimme und er kannte den Mann, der neben ihm stand, aber im Augenblick wußte er nicht, wo er ihn unterbringen sollte. „Oh, hallo", antwortete er, wie er es sich von den Engländern angewöhnt hatte, und dann setzte sein Gedächtnis wieder ein. „Mirza Muhammed Ali Fiaz Khan, nicht wahr?"

„Wie gut Sie meinen Namen behalten haben", entgegnete der junge Mann und ergriff Martins ausgestreckte Hand, sie herzlich schüttelnd, während er die andere mit einer angedeuteten und unbewußten Bewegung, zwei Finger vorstreckend, an seine Stirn führte. Er trug europäische Kleidung, einen Anzug, dem man von weitem ansah, daß er von einem erstklassigen englischen Schneider gearbeitet worden war, aber seine Haut war zart getönt, braun wie helles Mahagoni, und der Schnitt seines schönen, jungen Gesichtes war fremdartig. Die Lippen schienen ein wenig zu rot über den starken weißen Zähnen. Die großen dunklen Augen leuchteten mit einem stärkeren Glanz als jene der Europäer und die schön gezeichneten Brauen waren seidig und tiefschwarz wie bei einer Frau.

Muhammed Ali war der Sohn des Nawabs von Paktpur, eines der reichsten und wichtigsten indischen Fürsten. Als Martin ihn kennenlernte, diente er in einem Kavallerieregiment, dessen Dienst er aber kurz darauf quittierte, um in England und Deutschland seine Studien fortzusetzen.

„Kommen Sie, Prinz". Lambertz ließ ihn in sein Abteil treten und schloß die Tür. „Ich freue mich wirklich, Sie zu sehen. Zigarette? Wohin geht die Reise? Paris oder Berlin?"

„Entgegengesetzt meinen Plänen nach Indien zurück und wahrscheinlich für immer, mehr oder minder jedenfalls". Zuerst suchte Muhammed Ali etwas mühsam nach seinen Kenntnissen in der deutschen Sprache, aber allmählich sprach er schneller und fließender. „Mein Vater liegt, wie man mir depeschierte, im Sterben und das macht meine sofortige Heimkehr nötig. Er war seit langen Jahren schon kränklich und es kam nicht überraschend, wenn auch ich es nicht so bald erwartet hätte."

Lambertz war einige Male Gast bei dem alten Nawab von Patipur bei großen Jagden gewesen und er murmelte ein paar herzliche Worte des Bedauerns. „Und wie geht es ihrem Vetter Bahadur Khan?"

Für einen Augenblick schwieg Muhammed Ali, dann sagte er schnell, als bereue er sein Zögern: „Er ist verhaftet worden".

Lambertz sah erstaunt auf. Die Frage entfuhr ihm ungewollt: „Warum?"

Muhammed Ali zuckte die Schultern.

Eine Weile schwiegen sie, beide tief in Gedanken versunken, beide dasselbe denkend, ohne zu wagen es auszusprechen. Der Zug raste durch französisches Land. Sie verbrachten die ganze Reise gemeinsam, bis sie sich am Abend in ihre Schlafwagen zurückzogen.

„Auf Wiedersehen auf der „Naldera"," sagte Lambertz und wiederum wußte er nicht, daß dieses zufällige Treffen ihm einst bei einer gewagten und schwierigen Aufgabe, die er noch nicht ahnen konnte, entscheidend helfen sollte.

*

Die „Naldera", ein Dampfer der Peninsular und Oriental Line, sollte um zwei Uhr in See gehen und es herrschte eifriges Leben, Kommen und Gehen. An Bord strahlte die Sonne, allen Gesetzen des Kalenders und der vorherigen Wettervoraussage spottend, von einem wolkenlosen Himmel.

Während der Zug von Paris sich Marseille näherte und Lambertz in seinem Abteil sich sinnend die Zähne putzte, ungezogen laut wie ein Schulbub gurgelnd, fuhr durch die Hügelkette oberhalb Marseilles, von wo aus man einen herrlichen freien Blick auf das offene Meer, den alten und neuen Hafen hatte, ein aufpolierter Renault ältesten Typs.

Sobald ein kleines, für sein Essen weit und breit berühmtes Lokal, das in den Reiseführern mit gekreuzten Löffeln und Gabeln gekennzeichnet war, in Sicht kam, sagte das junge Mädchen, das neben einer älteren Dame im Fond saß, zu seiner Begleiterin: „Wenn es dir recht ist, so wollen wir hier essen. Von Marseille haben wir genug gesehen, nicht wahr? Und an Bord ist es am Abreisetag immer ungemütlich. Wenn wir uns etwas beeilen, so fahren wir einen anderen Weg zurück. Pierre", die deutete auf den buckligen Rücken des kleinen Chauffeurs, „hat mir wirkliche Romantik versprochen".

„Nun, ich glaube, daß du genug Romantik haben wirst, Valerie".

Der Wagen hielt und die beiden Fahrgäste stiegen aus. Die größere war jener Typ von Engländerin, der von hinten gesehen, unglaublich jung ausschaut, schmal und gerade gewachsen, mit kräftigen elastischen Schultern, flüchtig angedeuteten Hüften und hohen gut trainierten Beinen, und bei dem, wenn die Frau sich umdreht oder man versuchen sollte einen Blick in ihr Gesicht zu erhaschen, man erstaunt und enttäuscht feststellt, daß es nicht nur eine im mittleren Alter stehende, sondern sogar alte Dame ist. Dies war auch bei Lady Beachyhead der Fall. Sie hatte ein langes, faltendurchzogenes Gesicht, das kurze weiße Locken wie eine kleine zärtliche silberne Wolke umrahmten. Ihre Augen waren jung geblieben, jung wie ihre Gestalt und ihr schneller Gang, sie blickten hell und scharf und wiesen eine unverkennbare Ähnlichkeit mit den Augen des Mädchens auf, das leichtfüßig neben ihr ausschritt.

Eine Weile später saßen sie in einem großen langen Raum, dessen Fenster alle zur See gingen. In der einen Ecke befand sich unter einem mächtigen Rauchfang ein altmodischer Herd, in einem offenen Kamin prasselte ein kleines hell brennendes Feuer. Die Wände waren mit alten schönen Kupfergefäßen geschmückt und das ganze Lokal völlig leer, denn es war reichlich früh zum Mittagessen. Madame, eine Zigarette im Mund und goldene Ringe in den zierlichen Ohren, eine schwarze Alpakaschürze übergebunden, kochte selber, während ihre Tochter und ihr Sohn die Gäste bedienten

„Bestelle du", sagte Lady Beachyhead, die als echte Engländerin kein Wort irgendeiner fremden Sprache redete, bis auf ein paar Brocken hindustanisch und Urdu.

Valerie, die Speisekarte, die handgeschrieben war, studierend, begann mit lauter Stimme vorzulesen, mit Rücksicht auf ihre Tante, die zum Teil aus Vererbung, zum anderen aber durch ihren jahrelangen Aufenthalt im Himalaja und vieles Chinin fast taub war.

(Fortsetzung folgt.)

Der König singt.

Anekdote von Paul Renovanz.

Mit gelangweiltem Gesicht gab Sir Arthur Cannings dem Fiaker Auftrag, stadtwärts zu lenken und aufs Geratewohl ein wenig durch die besuchtesten Straßen zu kleppern. Die Besichtigung des Père Lachaise hatte ihn schwer enttäuscht. Gewiß, eine Menge berühmter Leute ruhte hier, aber wer in aller Welt sollte sich der Anstrengung unterziehen, alle Leichensteine abzulesen? Die vielerlei Hinweise im Reisehandbuch gewissenhaft zu befolgen, ging über Menschenkraft, und die lockenden Stätten sündhafter Vergnügungen zu meiden, gebot Sir Arthur sein puritanisches Gewissen.

Der Mann auf dem Bock wies höchst überflüssigerweise mit dem Peitschenstiel bald nach links, bald nach rechts, jeweils eine Erklärung dazu abgebend. Sein Gast hörte mit halbem Ohr hin. Alles war so langweilig. Und obendrein roch der Mann nicht gut. Man würde erwägen müssen, sein Programm abzukürzen, um in Deauville noch ein paar Wochen zuzubringen.

Paris den Parisern! entschied Sir Arthur verdrossen. Sein Entschluß war gefaßt — da aber zog eine Menschenmenge seine Aufmerksamkeit auf sich.

Man fuhr soeben am Palais Royal vorbei.

Der Engländer ließ halten, hieß den Kutscher warten und mischte sich unter die Leute. Es war zur Zeit der Julirevolution. 1830.

Well, sagte sich Sir Arthur, vermutlich gibt's hier etwas Besonderes.

„Guter Freund", hielt er, leicht an den grauen Zylinder tippend, einen Bürgersmann fest, „was hat man in dieser ungewöhnlichen Ansammlung zu erblicken? Die Revolution ist meines Bedünkens vorbei, und Konstabler suche ich vergeblich."

„Die Herren und Damen, die Sie Ihrer Beachtung würdigen", erwiderte mit spöttischem Lächeln der Pariser, „bedürfen der Polizei ebenso wenig wie Ew. Lordschaft. Es sind samt und sonders ehrbare Leute."

„Ich wollte keine Geringschätzigkeit in meine Frage legen, mein Herr. Bin mir auch nicht bewußt, daß ich es an Höflichkeit habe fehlen lassen", verwahrte sich Sir Arthur. „Indessen, wenn Sie den Sinn meines Ersuchens mißzuverstehen belieben, bitte ich, es als nicht gestellt zu betrachten."

„Eh, m'sieur", begütigte lebhaft der Franzose, „nun sind Sie es, der mich in Verlegenheit bringt. Ich bin Abgeordneter und habe die Ehre, einen Wahlkreis meiner gascognischen Heimat zu vertreten. Mit Verlaub: Despalu, Notar Despalu mein Name. Nun also, es handelt sich um nichts als um eine Adresse, die wir Seiner Majestät soeben überbracht haben. Der König hat uns empfangen und gebeten, ihn bei gewissen Absichten, die ihn für die nächste Zeit seiner Regierung beschäftigen, zu unterstützen. Das haben wir ihm zugesagt, und zum Dank hat sich der Souverän den Leuten dort am offenen Fenster gezeigt. Das ist alles. Die letzten Hochrufe werden Sie, schätze ich, noch vernommen haben.

„Ah, der König hat sich gezeigt? Wie schade, daß ich dessen nicht Zeuge ward."

„Ja, eben erst zog er sich zurück."

„Das tut mir wirklich leid. Ich bin eigens nach Paris gekommen, um ihn zu sehen." (Hier log Sir Arthur, aber er merkte es in der Tat selbst nicht, folglich muß man ihm also doch verzeihen.)

„Nun, das will nicht viel besagen."

„Ich muß denn doch gestehen — —"

„Aber wie denn, mein Herr? Ist es so schwer, sich einem Engländer verständlich zu machen? Sie hatten nicht die Güte, mich ausreden zu lassen. Ich wollte bemerken, daß es nichts zu bedeuten habe, wenn Sie den König nicht sahen. Falls Ihnen nämlich so viel daran liegt, so werde ich Ihnen Seine Majestät eben zeigen."

„Mein Herr", stammelte Sir Arthur, „wer sind Sie, daß es Ihnen gegeben ich, den König zu zitieren?"

„Wir sind ein Bürgerkönigreich. Ich bin — ich sagte es schon — nichts als ein schlichter Abgeordneter. Geben Sie acht, die Sache ist einfacher, als Sie glauben." Und mit Stentorstimme rief der angebliche Gascogner — in Wahrheit war er ein auf seinen Vorteil bedachter Windbeutel aus der Gegend des Quartier latin —, daß ihm die Stirnader schwoll: „Es lebe Louis Philippe! Es lebe die Verfassung!"

Und wie in der Komödie öffnete sich eine Balkontür. Der König trat an die Brüstung, grüßte und verschwand.

„Voilà!" sagte der Spaßvogel und warf sich in die Brust. „Das sollten Euer Lordschaft mal vorm Buckingham Palace versuchen. Bei allem schuldigen Respekt: Ich schätze, so prompt würden Sie dort nicht bedient."

„Indeed", murmelte der Brite, „ich wäre zufrieden. Aber man hat mir gesagt, daß man ihn auch mit der Trikolore in der Hand, umgeben von seiner Familie, sehen könne."

„Auch das ist nicht schwer, und ich will mich gern unterfangen, Ihnen zu Willen zu sein, wenn Sie sich mir mit fünfzig Franks für die Bedürftigen meiner Heimatgemeinde erkenntlich zeigen. Wir planen den Bau eines Waisenhauses. Ich nehme an, diese Sache ist Ihnen die Summe wert."

„Da die Note, bitte! Bessere Verwendung wüßte ich nicht."

„Danke sehr, m'sieur! Sie sind großherzig", quittierte artig der Schelm und verwahrte das Geld unterm Brustlatz. Dann begann er ein damals vielgesungenes Lied zu schmettern, das die besten patriotischen Gefühle weckte und so anfing: Soldat der dreifarbigen Fahne, Soldat von Orleans — —

Doch hatte er es nicht nötig, die erste Strophe zuende zu bringen, als der ganze Schloßhof, der sich wieder zu füllen anfing, lauthals einstimmte. Und der jauchzende Gesang quoll und schwoll zu den klirrenden Fenstern hinein, stöberte die geplagte Bürgermajestät vom Suppenteller auf, zwang dem Armen ein blau-weiß-rotes Fähnchen in die Hand, hieß ihn mit seinen Kindern an die Balustrade treten und sich immer wieder verneigen.

Und nun, da die Wogen des Liedes sich allmählich glätteten und langsam Stille eintrat, reckte sich der Franzose auf den kurzen Beinchen und listete zu dem Engländer hinauf: „Wollen Sie ihn jetzt singen hören, Mylord? Das läßt sich freilich schon schwerer an, und unter hundert Franks kann ich's nicht machen. Wir hatten auch an ein Veteranenheim gedacht. Der Bariton des Monarchen wird gerühmt. Ihn kennenzulernen, sollten Sie nicht zögern."

„Hundert Franks . . . ist viel Geld."

„Denken Sie: Der König singt! Ich schwöre Ihnen, eine seltene Gelegenheit für Fremde!"

„Und dennoch müßte ich es mir überlegen."

„Wenn Sie jetzt zaudern, haben Sie die Chance für immer verpaßt. Da, Majestät macht Anstalten, sich zurückzuziehen. Oh weh, da geht er schon!"

Damned, Sir! Sie sind hartnäckig, mögen aber recht haben. Hier bitte! Die Summe wird mich hoffentlich nicht reuen."

Eh bien, auch für Mutterschutz gedenken wir dies und das zu tun. Indessen, Sie sollen auf Ihre Rechnung kommen. Hören Sie: Es lebe der König! Es lebe die Verfassung! Die Marseillaise!"

Der kleine Mann brüllte, daß ihm die Augen überging. Brüllte verzweifelt. Brüllte um seine hundert Franks. Und mit gellend überschnappendem Tenor, wild mit den Armen um sich schlagend, intonierte er: „Allons, enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé — —"

Sie brüllten, ausnahmslos, mit, die Leute unten im Schloßhof — brüllten, als ob sie dafür bezahlt würden. Und sie gerieten um so mehr aus dem Häuschen, je länger ihnen der Bürgerkönig seinen erlauchten Anblick vorenthielt. Und wie nun der Sturm sich gar nicht legen, der hungrige Louis Philipp oben aber auch nicht von seiner Forelle lassen wollte — da erklomm ein Übereifriger das Spalier der hängenden Klematis, zerbrach unterweile ein paar Sprossen: Jedoch trat ihm der hohe Herr im traditionellen schwarzen Leibrock auf halbem Wege entgegen . . . stutzte, ein wenig erschrocken

schier, wischte sich mit verlorener Geste über Bart und Mundfalten und winkte schließlich dem Kletterkünstler nicht ohne Wohlwollen ab. Dann öffnete er den runden fleischigen Mund und hub alsbald zu singen an. Zehn Minuten lang sang er, denn alle Verse wurden geschmettert. Und da er, einigermaßen unwillig, obendrein den Takt mit dem Fuß stampfe, war Sir Arthur restlos entzückt.

„Sind Sie zufrieden, Mylord?“ fragte ihn sein freundlicher Nachbar.

„Sehr zufrieden, mein Herr. Alles was recht ist! Ein unvergeßliches Erlebnis. Ich danke Ihnen.“

„Bewilligen Sie mir zweihundert Franks, Mylord“, lockte der Filou, „und Sie sollen ihn noch tanzen sehen“ — —, da aber hatte er kein Glück mehr, denn, meinte jener, das Schauspiel dünke ihm komplett.

Und ging seiner Wege.

Bildnis einer schönen Frau.

Von Ernst Hillebrand.

Von Rrnst Hillebrand.

Es gibt Menschen, deren Leben dem Schicksal von Meteoren gleicht. Sie kommen aus dem Dunkel, flammen plötzlich auf, bezaubern mit ihrem Glanz alle Welt und verzischen dann unbemerkt in bodenloser Finsternis.

Im Armenhaus einer der Vorstädte Londons verstarb kürzlich eine alte Frau. Ihr von Sorgen zerfurchtes Gesicht zeigte noch auf dem Sterbebett Züge einstiger ungewöhnlicher Schönheit. Gevatter Tod, vor dem alles gleich ist, schepperte mit knöcherner Hand über das Antlitz Vera Taberkows, strich hier ein Fältchen glatt, wischte dort einige Runzeln fort, als seien es Stäubchen auf einem schönen Kleid. Und da leuchtete dieses Altfrauengesicht wie in den Tagen seiner Jugend von innen heraus . . .

Siebzehn holde Lenze zählte Vera und war ein kleines, lebenshungriges Bauernmädel. Ja, der Himmel war hoch und der Zar so weit. Sie wußte nicht, wieviel Tagereisen der kleine Hof ihres Vaters von Petersburg entfernt lag, aber wenn sie an einem Markttage in der nächsten Kreisstadt eine Kalesche mit schöngeputzten Menschen vorüberfahren sah, erwachte in Vera eine schier unbändige Sehnsucht nach den Herrlichkeiten der großen Welt. Und eines Tages kam die Erfüllung!

Das Gefährt des Juweliers Taberkow — er befand sich auf der Fahrt von seinem Landsitz nach Petersburg — erlitt unterwegs einen Reifenschaden. Just in der Dorfstraße, an welcher der Hof von Veras Vater lag. Während der Kutscher zur Behebung des Schadens zur Schmiede fuhr, lustwandelte der Juwelier die Dorfstraße entlang. Am Brunnen begegnete ihm Vera inmitten einer Schar barfüßiger Kinder. Betroffen von der natürlichen Anmut des Mädchens sprach er es an, erhielt artige, gescheite Antwort. Schließlich fragte er Vera, ob sie gewillt sei, eine Stellung als Hausmädchen in seinem Petersburger Heim anzunehmen. Beide gingen zum Vater des Mädchens und trugen ihm das Anliegen vor. Der Bauer, vom offenen Wesen und dem Auftreten des Fremden gefangengenommen, gab seine Zustimmung. Bald danach saß das Mädchen neben Taberkow, und der Wagen rollte gen Petersburg.

Beim Juwelier, einem der reichsten und größten in der russischen Hauptstadt, blieb Vera nur kurze Zeit in der ihr zugewiesenen Stellung. Taberkow, ein Mann in den besten Jahren und von vorurteilsfreier Gesinnung, hatte bisher nicht ans Heiraten gedacht. Aber die ungewöhnliche Schönheit des Mädchens führte ihn dazu, seiner jungen Schutzbefohlenen, der er bald nicht nur in häuslichen und beruflichen Angelegenheiten sein Vertrauen schenkte, einen Heiratsantrag zu machen. Vera willigte ein, und sie gab ihm keine Gelegenheit, den für damalige Anschauungen ungewöhnlichen Schritt zu bereuen.

Jetzt begann der unvergleichliche Aufstieg einer Frau, deren Liebreiz und Klugheit alle Tore öffneten. Der Ruf ihrer unvergleichlichen Schönheit ging wie ein Herold vor ihr her. Taberkow bekam, ohne viel dazu zu tun, Verbindung mit Kreisen, die früher für ihn unerreichbar gewesen waren. Am Zarenhof begann man sich sowohl für seine Frau als auch für sein erlesenes Geschmeide zu interessieren. Im Jahre 1892 wurde er zum Hoflieferanten des Kaisers ernannt. So dauerte es nicht mehr lange, und Vera Taberkow war die unbestrittene Königin aller russischen Salons, „die Venus von Rußland“, wie sie ein Hofdichter in glühenden Versen besang.

Und sie blieb — eine Seltenheit am damaligen russischen Hof mit seinen rauschenden Festen, seinem Prunk, seiner Leichtlebigkeit — tugendsam, obwohl es ihr keineswegs an Verlockungen fehlte, bewarb sich doch die Blüte des russischen Adels um die Gunst der schönen Frau. Die schwerste Belastungsprobe bestand ihre Treue, als einer der Großfürsten ihr seine Neigung in unmißverständlicher und geradezu pompöser Weise zum Ausdruck brachte. Im Geschäft Taberkows erschien eines Tages dieser Großfürst selber und bestellte ein Halsband, das aus zwölf unerhört großen Perlen bestehen sollte. Der Preis spielte keine Rolle. Da der Juwelier in ganz Rußland keine Perlen von dieser Größe auftreiben konnte, legte ihm der Großfürst nahe, unverzüglich nach London zu fahren und dort seine Suche erfolgreicher fortzusetzen.

Während nun Taberkow in der englischen Hauptstadt weilte, überschüttete der Großfürst Frau Vera mit Artigkeiten. Er zeichnete sie bei Hof besonders aus und versuchte, ihr Herz im Sturm zu gewinnen. Er beging indessen die Unvorsichtigkeit, ihr zu gestehen, daß er selbst Taberkow auf Reisen geschickt hatte, um sich ihr ungestörter nähern zu können. Die Frau aber blieb standhaft. Sie atmete auf, als Taberkow zurückkehrte. Ahnungslos überbrachte er dem Großfürsten die gewünschten Perlen. Sie kosteten drei Millionen Rubel — ein Vermögen für die Laune eines Verliebten. Einige Stunden später erschien der Sekretär des Großfürsten in der Privatwohnung Taberkows und überreichte Vera den Schmuck im Auftrage seines Herrn. Auch übergab er einen Brief. Der enthielt einen Heiratsantrag des Großfürsten. Die Frau wies beides höflich, aber bestimmt zurück. Der Großfürst, überrascht von dem Korb, den ihm die einstige kleine Bauernmaid erteilt, bat sie inständigst, mit Genehmigung Taberkows wenigstens den Schmuck anzunehmen. Taberkow, frei von kleinlicher Eifersucht, fand nichts dabei. Und so trug Vera bei großen Hoffesten das Perlenhalsband des Großfürsten, dessen Hand sie — zum Entsetzen des ganzen Hofes — ausgeschlagen hatte.

Als in Rußland die Revolution ausbrach, wurde der Juwelier sofort verhaftet und erschossen. Sein Haus und sein Vermögen wurde beschlagnahmt. Vera Taberkow, nunmehr eine müde, alternde Frau ohne Hoffnung und Lebensmut, floh mit einigen Bekannten ins Ausland. Mittellos waren sie alle. In London verbrachte sie zwei Jahrzehnte bitterster Armut. Und als der Tod erschien, begrüßte sie ihn wie einen guten, barmherzigen Freund.



Lustige Ecke



Unter Einbrechern.



„Ja, weißt du, ich war gezwungen, ihn mitzunehmen, meine Frau wollte ausgerechnet heute abend ins Kino!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.